

Riedland [Fortsetzung]

Autor(en): **Guggenheim, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637032>

Nutzungsbedingungen

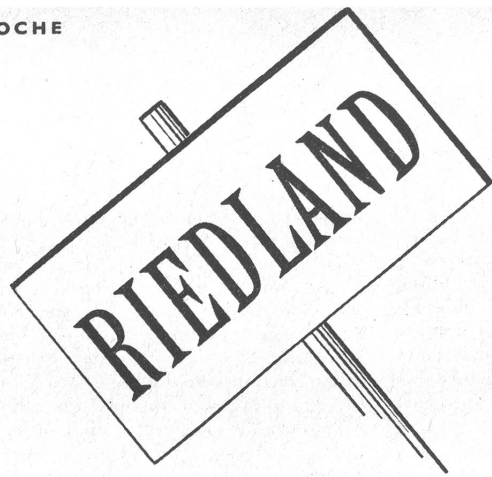
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ROMAN VON KURT GUGGENHEIM

17. Fortsetzung

Therese baute mit straffen Leintüchern und runder Decke das Bett auf, zog die Fahnen der Teppiche wieder ein, tätschelte die bunten Kissen zurecht und ordnete sie auf dem Sofa. Dann begann sie die Fenster zu schliessen, eines nach dem andern, zuerst in der Kammer, dann im Zimmer, zuletzt in der Küche. Sie kniete vor dem Kachelofen nieder, öffnete das eiserne Türchen, schürte mit dem Haken die Glut und legte ein paar Scheiter darüber. Dann löste sie das Kopftuch, plusterte mit weiten Fingern die Haare auf, legte die Schürze ab, und als sie aus der Kammer kam, war sie wieder hinter dem dunklen Kleid mit den schwarzen Samtlitzen auf der Brust verschwunden.

In der Küche hob sie ein Tellerchen vom Tisch; stehend, durch das Fenster auf die Gasse hinabschauend, löffelte sie den Griessbrei aus. Dann stellte sie das Geschirr in den Schüttstein, liess aus der Röhre das Wasser darüber rinnen, trocknete und versorgte es im Küchenschrank. Die Stille hatte wieder von der Wohnung Besitz ergriffen; nur die Scheiter knisterten im Ofen.

Sie setzte sich im Zimmer an den Sekretär, öffnete eine Schublade, kramte darin, überzählte Geld, tat jene vielen Bewegungen, die einsame Menschen oft beginnen und nicht beenden.

Auf einmal schloss sie mit einer lebhaften Gebärde die Klappe des Sekretärs, sass regungslos da und lauschte. Schritte kamen die Treppe herauf, der tuchverhängte Klöppel der Glocke schlug gedämpft an, einmal, zweimal, in grosser Stille. Therese erhob sich, ging auf den Zehenspitzen den gekalkten Mauern des Ganges entlang, stand hinter der Glastüre, lüftete ein wenig den roten Vorhang und spähte durch die Ritze. Ihr Herz schlug heftig. Eine Frau wartete draussen, ein schwarzer Schleier bedeckte ihr Gesicht und fiel ihr bis über die Brust herab. Adeline.

Therese zögerte. Viele Sekunden lang standen sich die beiden Frauen, durch die Türe getrennt, atemlos und lauschend gegenüber. Vor Theresens Augen entrollte sich in dieser Zeit lichtüberflutet und vom Winde gekämmt, das weite Ried, wie sie es gestern mit dem Knaben Fridolin vom Linthdamm aus gesehen hatte. Dann legte sie die Hand auf die Messingklinke und zog die Türe auf.

„Adeline?“ fragte sie.

„Ja, ich bin's“, antwortete die andere unter ihrem schwarzen Gespinst.

„Willkommen, tritt ein.“

Adeline überschritt kerzengerade, ohne Drehung und Weichheit die Schwelle.

„Geh' nur gerade aus.“

Therese folgte ihr. Sie sah sie vor sich lautlos durch den Gang schreiten, ohne die Mauern zu streifen, mit Schritten, die kaum den Boden zu berühren schienen.

„Nimm Platz! Es ist schön, dass du gekommen bist“,

sagte Therese, die Türe hinter sich schliessend. Adeline liess sich auf dem Sofa nieder; die Federn ächzten leise.

„Ich wollte mich von dir verabschieden“, sagte sie, „ich gehe morgen wieder fort, nach Grenoble.“

„Wie geht es dir?“ fragte Therese tonlos.

Die andere schien die Frage nicht zu hören. Sie schaute gemessen um sich; ihr Gesicht verweilte einen Augenblick in der Richtung des Doms von Siena, dann hefteten ihre Augen auf der Photographie des Lehrers Vogelsanger an der Wand zwischen den zwei Fenstern, auf dem verstaubten Weihwasserbecherchen darunter und dem Rosenkranz, der darüber hing. Das Rascheln der Elster im Käfig unter dem Gebälk zog ihren Blick an. Dann kehrte er zu Therese zurück, die ihn erwartet hatte.

Adeline griff mit mageren Fingern, von oben her, nach dem Rand ihres Schleiers, legte das schwarze Gespinst über den Hut, enthüllte das wachsbleiche Gesicht mit seiner starken Nase und den enggeschlitzten Augen, einen zitternden Mund.

Die beiden Frauen sassen nebeneinander auf dem Sofa, halb sich zugewendet und schauten einander mit nachten Augen an, so wie nur Frauen sich anblicken können.

„Warum hast du Othmar nicht geholfen? Warum hast du ihm das Geld nicht gegeben?“ flatterte es von Adelines schmalen Lippen.

„Ich habe ihm geholfen, mehrmals, ich habe die Quittungen zerrissen. Ich verliere auch Geld an ihm.“

Adelines Wangen, ihr Kiefer, zitterten.

„Nichts verlierst du an ihm! Nichts!“ Sie nestelte mit bebenden Händen an ihrer Ledertasche herum, öffnete sie, zog Papiere heraus.

„Da! Da! Er hat alles aufgeschrieben, Dreihundertneunzig hast du zu gut. Da, wir bezahlen es dir, es ist schon abgezählt, zähl's nach!“

In ihren Fingern knisterte ein gelber Umschlag. Sie schob ihn Therese in die Hände.

„Ach, Adeline“, sagte Therese, „du wirst es jetzt brauchen können, behalt's noch, kannst es mir ja später zurückgeben, wenn du willst.“

Es war, als hätte die andere, in einer furchtbaren Lust weh zu tun, nur auf diese Worte gewartet.

„Aha, du meinst, du könntest dich damit loskaufen?“ flüsterte sie.

„Loskaufen? Loskaufen? Wovon?“ fragte Therese leise.

„Wovon?“ wiederholte Adeline in grosser Hast. „Dass du ihn in den Tod getrieben hast!“ schrie sie.

Therese sass steif da, in gläserner Einsamkeit. Aber es war nicht mehr aufzuhalten, fühlte sie. Die Angst umschwebte sie wie ein Brautschleier, unter dem sie zitternd einherging.

„Meinst du, ich hätte etwas vergessen?“ flüsterte Adeline, sich vorbeugend, nahe an ihrem Ohr. Ihre Hände gehorchten ihr nicht mehr, die Finger fuhrten in ungeordneten Bewegungen immer wieder über das Polster, und der Plüsch rutschte unter ihren Fingernägeln.

„Was du uns damals gesagt hast, unter der Haustüre, nach dem Turnfest von Eschenbach, zu mir und der Lisi Wiprächtiger, glaubst du, ich hätte es vergessen? „Das bezahlt der mir noch!“ Darum hat doch der Otti dran glauben müssen! Weil er dem Bieli sein einziger Freund war! Du hast ihm seinen Leichnam vor die Füsse geworfen!“

Ein bisschen Speichel schäumte an ihren Lippen. Ihr Hut hatte sich verschoben, eine Haarsträhne fiel über die Stirne, rote Flecken standen auf ihren Wangen.

Therese lauschte bewegungslos den hastigen Worten nach. Ihre Wimpern bewegten sich nicht. Ihr Gesicht hatte jenen erstaunten Ausdruck, den das menschliche Antlitz vor den unzureichenden Worten der Anklage annimmt. In der Stille rauschte Adelines Atem.

Aus dem Wirrsal ihrer dunklen Welt sandte Therese Worte empor. Aber sie lösten sich kraftlos auf, wie Blasen, die aus den grünen Seewirbeln an die Oberfläche steigen.

„Niemand ist zu mir gestanden“, murmelte sie endlich und schaute mit leeren Augen auf das Bild zwischen den Fenstern. „Alle haben nur ihm recht gegeben.“

„Du hast gespielt mit ihm!“

„Gespielt? Gespielt?“ sprach ihr Therese heiser, mit schmerzlichem Hohn nach.

In der Ferne begann leise ein tiefes Brummen, schwellte an, immer mehr und mehr, wuchs sich mählich zu einem tiefen Heulen aus. Die beiden Frauen lauschten. Der Ton brach ab. Aus dem Nebel klang in der Runde der Berge ein leises Echo nach. Noch war es nicht verstummt, da begann das Heulen von neuem.

Therese drehte den Kopf zum Fenster.

„Was ist das?“ fragte sie. Sie hatte noch immer ihren gelben Umschlag in der Hand.

Adeline rückte ihren Hut zurecht, kniff die Augen zusammen, horchte.

„Es kommt aus dem Ried“, sagte sie nach einer Weile. Das Heulen setzte von neuem aus, schwieg ein paar Atemzüge lang, begann von neuem, stossweise.

„Es kommt aus der Teufelskirche. Es ist die Sirene vom Bohrturm“, murmelte Adeline. Auf einmal drehte sie lebhaft den Kopf. Sie wusste, was es bedeutete.

„Es ist fertig“, sagte sie, „sie hören auf mit Bohren. Sie sind kaputt. Sie sprachen schon den ganzen Morgen davon im Städtchen. Das ist es!“

Therese sass mit blassem Gesicht da. Die Fischbeinstäbchen drückten ihr in die Kehle, töricht wehten die Löckchen über ihrer runden Stirne. Auf der glatten Strasse von Grynau stob ein schwarzer Wagen dahin, er war anzusehen wie ein Särglein, wurde kleiner und kleiner und ging winzig in die lilablauwe Ferne ein. Jener dunkle Engel stand wieder hinter ihr, der die Zügel des Menschen aufnimmt, wenn sie ihm entfallen.

„Therese!“ rief Adeline, „Theresli, was hast du?“

Im Nebenzimmer knarrte das Räderwerk der Uhr, dann schlug das Geläute an. Die Elster raschelte unruhig im Käfig. Vor den Fenstern wimmerte die Sirene wie die biblischen Posaunen.

„Theresli, Eidechslisli, komm, vergiss — lass uns alles vergessen“, flüsterte Adeline, tastete nach der andern Hände, drückte sie, wartete auf eine Antwort. Aber die Finger Theresens blieben stumm. Adeline nahm ihr den gelben Umschlag aus der Hand.

„Ich nimm's, Theresli, ich nimm's, ich kann es gut gebrauchen. Ich gebe es dir zurück, später.“

Sie öffnete die Handtasche, versorgte den Umschlag. Liess das Schloss zuschnappen, stand auf. Sie hatte auf

einmal ein kleines verschupftes Gesicht, Tränen schimmerten in den schmalen Augenschlitzen. Aber sie war erlöst.

„Weisst, wenn einem alles so weh tut, weiss man nicht, was man spricht“, sagte sie.

Therese schaute vor sich auf den Teppich, nickte mit leeren Augen, stand auf.

„Adieu, Adeline“, sagte sie abwesend.

Sie verschloss die Glastüre hinter der verschleierten Frau. Sie kehrte langsam durch den langen Gang zurück. Ihre Schultern streiften manchmal die weissen Mauern. Sie tat einen Rundblick durch das aufgeräumte Zimmer, setzte sich auf das Sofa.

Das Räderwerk der Uhr im Nebenzimmer knarrte jedesmal, bevor sie die Zeit schlug. Sie hörte es viele Male und wartete immer von neuem wieder darauf.

Manchmal klapperten die Holzschuhe des Knaben Fridolin auf der Jagd nach der steinernen Kugel am Hause vorbei; in der Gasse ächzten die Räder der Brückenwagen und die Bremsen quietschten. Aus der Schusterwerkstatt schräg gegenüber fielen wütende Hammerschläge.

Dann flammte eine frühe Strassenlaterne auf. Die Dämmerung breitete sich im Zimmer aus; die Ecken waren schon dunkel.

Therese stand auf, hob den Milchglasschirm und den Glaszylinder von der Petrolampe, entflamte ein Streichholz, drehte den Docht hoch, zündete ihn an, steckte den Zylinder wieder auf, stülpte den Schirm über. Das Licht blakte ein wenig, sie drehte den Docht tiefer, bis der dünne Rauchfaden verschwand.

Dann setzte sie sich wieder auf das Sofa. Der kleine Falter hatte sich eingefunden, sein Schatten zeichnete sich unter dem Milchglas ab. Im Gebälk trieb der Holzwurm sein Wesen.

Nach einiger Zeit streckte Therese die Hand aus, dem Licht entgegen; offenbar wollte sie die Lampe näher rücken. Sie erreichte sie nicht. Ihre Finger fassten die gehäkelte Tischdecke, begannen zu ziehen. Das Licht hub an zu wandern, fuhr langsam dem Tischrand entgegen. Handbreit vor dem Abgrund hielt sie inne. Das Petrol schaukelte ölig im Glasfuss der Lampe. Sie war ganz nahe. Therese konnte ihren Blick nicht aus dem Licht lösen. Ihre Hand hielt noch immer die gehäkelte Decke.

Auf einmal schloss sie die Augen, ihre Hand krampfte sich zusammen, zog. Sie hörte den Fall der Lampe, das Klirren von Glas. Als sie die Augen öffnete, stand sie in einer rauschenden Flamme, eine feurige Lache rann über den Teppich, die brennenden Gardinen wehten ins Zimmer, dunkler Rauch ballte sich über dem Tisch, schon knackte das Gebälk.

Sie schrie zweimal auf, gellend, dann verstummte sie für immer.

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Vor dem Gasthof zum „Schlüssel“, am eisernen Treppengeländer, im Scheine der geschmiedeten Lampe über der Türe, standen der Vagant Backpfiß und das arbeitslose Knechtli aus dem St. Gallischen und diskutierten aneinander vorbei in den Nebel hinein.

„Auf das kommt es an“, sagte der Backpfiß lehrreich mit erhobenem Finger, „wenn du alt bist, musst du eine Frau haben. Als jung hast du mehr als genug.“

Das Knechtli aber hatte eine grosse Begierde nach einem Schnaps in sich, und die goldenen Worte fielen unbeachtet zu Boden. Beharrlich jedoch wollte Backpfiß den Gegenstand erschöpfen.

„Eine haben, wenn du ein grusiger alter Köbi bist, eine, die zu dir gehört wie eine Brieftaube, selbiges ist die Kunst — jäsoo!“

(Fortsetzung folgt)